

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

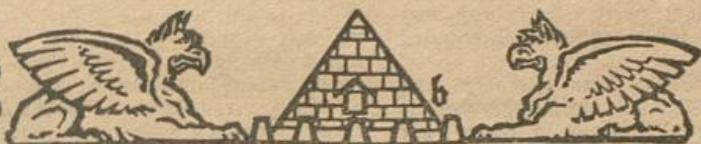
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

12.7.1931 (No. 28)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 28



12. Juli 1931

Hermann Burte / Dichter als Maler

Bei der Eröffnung der Ausstellung „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner“ in Heidelberg sprach der Dichter diese Worte:

Goethe, Dichter und Maler.

Ah, daß die innere Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zitt're nur, ich stott're nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl, ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell geniehet;

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn warst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirft alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Als Goethe dieses Gedicht schrieb, sprach er aus, was alle Dichter, deren malerische Arbeiten hier zu sehen sind, mehr oder minder empfanden, wenn sie, um ihrem Gefühle von der Natur einen deutlichen Ausdruck zu verleihen, — vor allem im Anfang ihres mehr sucherischen als schöpferischen Wirkens — nach den schaubaren Mitteln von Strich und Farben, nicht nach den hörbaren von Wort und Ton strebten, die Feder liegen ließen, zu Stift und Pinsel, Nadel und Messer, Modellierholz und Spachtel griffen, um sich mit den Erscheinungen um sich und in sich auseinander zu setzen.

Goethe ist das großartige Beispiel der doppelten Begabung; unwiderstehlich meldet sich bei dem als Dichter unendlich Reichen der Trieb zum Zeichnen und Malen, und fast unheimlich zahlreich sind die Gedichte, in denen Goethe diesen Trieb zu erkennen, zu benennen und zu bannen sucht. Geben wir ihm das Wort! Denn welcher Dichter könnte von sich sprechen, wenn Goethe im Raum ist! Goethe hat in herrlichen Gedichten und klarer Prosa sich über unser Thema ausgesprochen:

Was nützt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nützt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpferkraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Oder wenn er an Merck, den Freund, sein Sendschreiben richtet über den Künstler und die Natur:

Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich,
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär,
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alle Meergestad und alle Träume
In dein Herz zu sammeln miteinander —
Nicht in Rom und Magna Græcia
Dir im Herzen ist die Sonne da —
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt.

*

Geb' Gott dir Vieh zu deinem Pantoffel
Ehr' jede krüppelige Kartoffel,
Erkenne jeden Dings Gestalt,
Sein Leid und Freud, Ruh und Gewalt;
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zusammenhält.
Dann du ein Zeichner, Kolorist,
Haltungs- und Ausdrucks Meister bist.

Gerade die Kunst unserer Tage hat die Weihe aller Dinge erkannt; wir kennen die Künstler, welche umstände waren, Kartoffeln, krüppelige oder geschwellte, alte Bauernschuhe, verkittete Lächer, welches Obst, so zu malen, daß von der erlebten Fülle des Lichtes auf diese geringen Dinge die ungefähren Madonnen verblasen; Goethe, der fast unbegreiflich Allwissende, sah klar und sprach es aus, daß alle Natur ein Gegenstand der Kunst ist, und der Schaffende alles, was da lebt und webt, alles Wesende, in seine Seele spannen und adeln kann!

Goethe hat den Kampf von Malerei und Dichtung um seine Seele in seiner Lebensgeschichte sehr schön und schlagend dargestellt.

Am Anfang des dreizehnten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ schildert er ergreifend seinen Versuch, den Konflikt zu entscheiden:

Ich wanderte die Lahn hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stumm-lebendigen Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, gelübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaften zu entdecken (welch ein wissendes wahres Wort, dieses „übermalerisch“! Dieser Goethe wußte also schon, daß es Dinge gibt, die nicht zu malen sind!) . . . schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Teil verdeckt, im Sonnenlicht hingeleitete. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand und in diesem Augenblicke trat aus dem tiefen Grund der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: Ich sollte dieses Messer ungefümt in den Fluß schenken. Sah ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde

aber das Eintauschen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch und Bemühen fahren lassen. So schnell als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Messers zu sehen, das gar manche Gerätschaften in sich vereinigte, schleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltsam nach dem Flusse hin. Aber auch hier mußte ich die trüglige Zweideutigkeit des Orakels, über die man sich im Altertum so bitter beklagt, erfahren. Des Messers Eintauschen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine starke Fontaine in die Höhe und war mir vollkommen sichtbar. Ich legte diese Erscheinung nicht zu meinen Gunsten aus, und der durch sie in mir gereagte Zweifel war in der Folge schuld, daß ich diese Übungen unterbrochener und fahrlässiger anstellte, und dadurch selbst Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels sich erfüllte.

So wie Goethe, der Allbedeutende, am Ufer der Lahn stand und sein Messer hinunter warf, um das Orakel entscheiden zu lassen, ob er Maler oder Dichter sein solle, deutlicher gesagt, welchen der beiden Triebe er mit seines Geistes Willen nähren und fördern solle, so ist wohl, früher oder später, jeder der Dichter, deren malerische Werke hier zu sehen sind, einmal vor der Wahl gestanden, und hat sich dem Wort verschrieben, und nur selten, mehr oder minder, der Lust am schaubaren Darstellen nachgegeben!

So tat auch Goethe, welcher sein Leben lang zeichnete und tuschte, malte und Risse zog, der in Sizilien bei Vater Hadert Zeichenstunde nahm und den alten edlen Baumischlag lernte, der gewisse Szenen seines Faust durch zeichnerische Skizzen sich selbst zu anschaulicher Klarheit brachte und einen harmonischen, graphischen Stil sich erwarb, der ihm gestattete, Landschaften in fast handschriftlich eigenartiger Weise lebendig künstlerisch darzustellen und zu dichten:

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduldigem Streben
Ich die Zeichnung hingewünscht.

Später entriß der innere Trieb sich dem Befehle des Zwangs und wurde zu einem lieblichen geistigen Spiele, wie in dem Gedichte „Amor als Landschaftsmaler“, wo die Kunst sich in Pieder und Leben auflöst.

Sah ich früh auf einer Felsenpfeife
Sah mit starren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundiertes Tuch gespannt
Deckt er alles in die Breit und Höhe!

Stellt ein Knab sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Zimmer bleibt es ein Hauptzug Goethes, malend und zeichnend zu denken und zu dichten, und dieser Zug gibt seiner Sprache die anschauliche Farbigkeit und sinnliche Fülle.

Erschrungsgemäß ist es nicht unmöglich, daß ein Mensch beide Künste beherrscht, die des Wortes und der Figur, und auf jedem Gebiete etwas hervorbringt, was Bedeutung hat und sie behält.

Niklaus Mannel Deutsch, der Berner Staatsmann, ist ebenso bedenkend als Dichter wie als Maler; Michelangelos Sonette, die er schrieb, als er die Decke der Sixtinischen Kapelle malte, sind nicht schwächer als seine Figuren und ebenso voll Leben und Geist wie seine Zeichnungen und Pläne: er schaut, wie der Lanzenschnittler, tief und erschöpfend, Rosettis gesegnetes Mädchen, das von dem goldenen Geländer des Himmels in die Welt hinaus lehnt, hat gemalt nicht weniger Daseinskraft und Lebensstrom als gebildet. Die ossianische Landschaft Kellers hat einen Zug von elementarer Größe, der vielen seiner Dichtungen fehlt:

Heinrich Bierordt / Wertheimer Lied

O Wertheim, Stadt der Franken,
Die ewig frisch gefällt,
Zu dir zieh'n die Gedanken
Heim aus der weiten Welt!
Der Frühling, der Belauber,
Deckt dich mit Blüten zu —
Am Main und an der Tauber
Ist keine schön wie du!

Mit deiner Wälder Dunkel,
Ob's wintert oder lenzt,
Wie Edelsteingefunkel
Dein Bildnis tauchell glänzt:
Bei Tag im Sonnenzauber,
Bei Nacht in Mondlichtruh' —
Am Main und an der Tauber
Ist keine schön wie du!

Stifters Studien, unsäglich geduldig und gehorsam gemalt, sind echte Kunstwerke; Kopischs Himmel sind schön wie die irgand eines berühmten Malers: die Werke dieser Drei haben die Larven des Dilettantischen durchstoßen und abgestreift.

Dem Geiste unserer sucherischen, untersucherischen zergliedernden Zeit, welche den Strahl der Ahnen in die Farben der Enkel zerlegt, ist es ganz natürlich, daß er gerne die Grenzgebiete durchforscht, wo er Menschliches, Spielerisches, ja vielleicht Allzumenschliches anzutreffen hofft. Schillers Karikaturen, Möriess Nachzeichnungen, Kellers versponnene Marginalien fesseln uns. Gerade dann, wenn der Geist auf dem so schmalen Grat zwischen beiden Künsten geht, beobachten wir ihn mit Teilnahme.

In gut geschriebenen Landschaftsschilderungen fühlt der Leser sofort den Maler hindurch, den Augenmenschen, der Form, Farbe, Umriß u. Verdrang der Dinge anschaut u. in Worten darstellt. Der Gewinn, den der Dichter von dem Maler zieht, ist unabweisbar; als Ideal erscheint es mir, die Klänge zu scheiden und in jeder nur das zu suchen, was sie zu geben vermag. Philosophie in raotierten Platten, soziale Propaganda in Lithographien, Religions-schematismen in Aquarellen, das wird immer zu Knick und Bruch kommen. Das Schaubare spricht nicht, es scheint. Die Plastik predigt nicht, sie ist raunend. Wer seine menschlichen Zwecke in die Dinge mischt, mißbraucht die Natur, deren Sinn es ist, da zu sein, um mit dem zu lohnen, daß sie um und in uns lebt und webt und uns gestattet, sie zur Kunst zu erheben, in edelster Nachahmung ihres unachahmlichen Schöpfers.

Wenn irgendwo mit Recht der Satz gilt, daß auch die Fehler einen Menschen lebenswürdig machen können, dann hier! Was den Gebilden von Dichtershand fehlt, das hat einer jener Kenner, wie Goethe sie schildert und zerreißt, sehr schnell entdeckt. Aber was sie haben, als Erlebtes, Erichantes, Errungenes, ja Erhaltenes, das offenbart sich nur dem Blick der geduldigen Liebe. Denn wie es mein erster Meister in der Zeichenkunst, Max Länger, so wahr gesagt hat: Die Kunst will durch das Gefühl in das Herz, nicht durch den Verstand in das Hirn.

Hier muß Hebbels Wort empfunden werden, daß jeder Künstler, dem man nicht mit Liebe entgegenkommt, schon verloren ist. Also treten Sie vor diese Gebilde hin mit warmem Herzen und fühlenden Sinnen.

Heidelberg scheint besonders berufen zu sein, diese Ausstellung zu zeigen, weil hier eine Landschaft sich aufzut, vor allem in den Trümmern der schicksalsgewaltigen Burg, welche den befähigten Menschen überwältigt und ihn so beströmt, daß er das Empfundene dichtend auszusagen oder malend sichtbar zu machen schier gezwungen ist. Ob die Bilder von Turner an Ose bürungskraft neben Hölderlins, des tiefsten Deutschen, Gesängen bestehen können? Ob je ein Maler kommen wird, die Stadt so zu malen, wie Hölderlin sie sang? Dem Genius Heidelbergs aber ist diese neue Schau gemäß.

Wir Ausstellenden müssen dankbar unseres lieben Doktor Kurt Martin gedenken, welcher unermüdet und unerschütterlich, fleißig und findig, wollend und wählend, eine Ausstellung geschaffen hat, die in ihrer Art in Deutschland überhaupt die erste ist.

Schreiten Sie die Ausstellung hindurch in dem Bewußtsein, daß hinter all den kleinen Dingen das große menschliche Ringen steht, sich die Natur und ihre Gesetze untertan zu machen, die errungene Wissenschaft als Basis der Kunst zu brauchen und zu gestalten, und im Werke strebend sich zu mühen, um erlöst zu werden. Und zum Ausklang vernehmen Sie wieder Goethes, des Unendlichen, alles fassendes Wort:

Wie Natur im Vielgebilde
einen Gott mir offenbart,
so im weiten Kunstgebilde
webt ein Sinn der ewigen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
der sich nur mit Schönem schmückt
und getrost der höchsten Klarheit
hellsten Tags entgegenblickt.

Wie trotz die Burg dem Sturme
In grauer Herrlichkeit,
Mit schlankem Spizenturme
Ragst du in neue Zeit!
Hüllt dich der Herbst, der Schnauber,
In Nebelreif im Nu —
Am Main und an der Tauber
Ist keine schön wie du!

Gottlieb Graef / Willensfreiheit

Es ist keine Freiheit, sondern alles in der Welt geschieht lediglich nach den Gesetzen der Natur.

Kant

Wie der Mensch ist, so muß er handeln.

Schopenhauer

Der menschliche Wille steht, wie alle Erscheinungen der Natur und des Lebens, unter dem unverbrüchlichen Gesetz der Ursächlichkeit. Er ist bei keinem Entschluß und bei keiner seiner Handlungen ohne zureichenden Grund denkbar, ist zwar nicht von äußerem Zwang abhängig, wohl aber von den seelischen Triebkräften des Individuums. Wie die scheinbar launenhaften Bewegungen der Wolken, der Wetterfahne, der Schneeflocken, der Meereswellen und des rollenden Würfels nicht aus reiner Willkür entstehen und vor sich gehen, sondern ganz bestimmten Ursachen und Naturgesetzen unterworfen sind, und wie eine im Gleichgewicht befindliche Waage nicht aus grundlosem Belieben nach der einen oder anderen Seite ausschlagen kann, so werden auch die Willenshandlungen des Menschen von bestimmten Antrieben, d. h. vom Kausalitäts-gesetz diktiert, sie sind nur Glieder in der Kette der natürlichen Notwendigkeiten.

All unser Tun ist unausbleiblich bedingt durch den angeborenen Charakter und durch das jeweils ausschlaggebende Motiv. Statt zu sagen „Ja will dies oder jenes“ heißt es richtiger: „Meine Wesensart will, sie zwingt mich, dies oder jenes zu wollen.“ Während der Charakter als die Haupttriebfeder seine unverrückbaren Zwecke setzt, sind die Motive durch mancherlei Faktoren verursacht, wie Erziehung, Ausbildung, Vorbild, Berufstätigkeit, wirtschaftliche Verhältnisse, Geschlecht, Familie, Lebensalter, Volksgenossenschaft, Himmelsstrich, Zeitumstände, Gelegenheit, unkontrollierbare Zufälle usw.

Der die Willensentscheidung bestimmenden Antriebe sind also außerordentlich viele. Unter ihnen hat der gegenwärtige anschauliche Reiz meist die Vormachtstellung gegenüber der in die Zukunft weisenden Ueberlegung; in allen Fällen aber gibt das stärkere Motiv den Ausschlag. Nur bei völlig gleichstarken Willensantrieben erscheint eine Wahlentscheidung unmöglich und könnte der Wählende in ein Dilemma geraten wie das zwischen zwei gleichweit entfernten, gleich großen und gleich duffigen Heubündeln stehende Granier Buridans, dem solche Zweifelslage aber nie deshalb zum Verhängnis werden konnte, weil es eben ein Esel war.

Da dem Menschen bei seinen Handlungen jedoch nicht die Gesamtheit und die Ursache der ihn beherrschenden und zwingenden Beweggründe zum Bewußtsein kommt, sein beobachtender Sinn vielmehr in der Regel nur an den zuletzt hinzugetretenen Erwägungsmotiven haften bleibt, so bildet er sich ein, in seinen Entscheidungen frei und selbstständig gewesen zu sein. Er glaubt zu schieben und wird geschoben, er gleicht nach Schopenhauer dem geworfenen Stein, der sich einbildet zu fliegen. Er kann zwar handeln, wie er will, aber nicht nach Belieben wollen, kann einzig und allein nur das wollen, wozu ihn das augenblickliche Hauptmotiv bestimmt. Spinoza behauptet daher: „Die menschliche Freiheit, deren sich alle rühmen, besteht allein darin, daß die Menschen sich ihres Wollens bewußt und der Ursachen, von denen sie bestimmt werden, unbewußt sind.“

Die Naturanlage, die Wesensart, der Charakter, diese alleinige Quelle des Willens, einerseits, sowie der Erkenntnisgrad und die Urteilskraft, jene Durchgangswege der Motive, andererseits sind also die beiden Komponenten, aus denen des Menschen Verhalten gegenüber den zahlreichen äußeren und inneren Mächten, sein Wollen, Wählen und Handeln mit mathematischer Notwendigkeit und Gewißheit hervorgeht. Schopenhauer vergleicht denn auch das menschliche Handeln in anschaulicher Weise mit dem „Lauf eines Planeten, welcher das Resultat der diesem beigegebenen Tangential- und der von seiner Sonne aus wirkenden Zentripetal-Kraft ist, wobei denn die erstere Kraft den Charakter, die letztere den Einfluß der Motive darstellt. Dies ist fast mehr als ein bloßes Gleichnis, sofern nämlich die Tangentialkraft, von der eigentlich die Bewegung ausgeht, während sie von der Gravitation beschränkt wird, metaphysisch genommen, der in einem solchen Körper sich darstellende Wille ist.“

Des Menschen Taten und Gedanken, wißt
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmos ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gankeln nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Das Handeln mancher Menschen ist uns nur deshalb unbegreiflich, weil wir deren Wesenhaftigkeit nicht genügend kennen. Kein Mensch vermag eben aus seiner Haut zu schlüpfen, d. h. ein anderer zu sein, als er selbst, und entgegen seiner inneren Gesetzmäßigkeit zu handeln, so wenig als an einem Schlehdorn Trauben reifen können oder umgekehrt. Somit ist all unser Tun und Lassen, wie überhaupt unser ganzer Lebensgang eine positive Notwendigkeit, ist durch die Unveränderlichkeit unsres Charakters und durch die streng kausal bedingten Lebensverhältnisse von Anbeginn vorgezeichnet oder ein für allemal determiniert.

Diese Unfreiheit schließt jedoch nicht das Recht der menschlichen Gesellschaft aus, den einzelnen Menschen für seine Taten, soweit sie ihren Interessenkreis schädlich berühren, zur Rechenschaft zu ziehen und unschädlich zu machen, sowohl zu ihrem unmittelbaren eigenen Schutz wie zur Abschreckung gefährlicher Elemente, da das Wohl und Wehe der Gesamtheit höher steht als dasjenige des Einzelindividuum.

Ebenso wenig dürfen wir bei der Wahrnehmung eigenen un-rechten Tuns uns mit der bequemen Entschuldigung beruhigen, daß wir insolge des Determinismus eben nicht anders haben handeln können, sondern müssen dabei stets das Gewissen, das jedem Menschen innewohnende sittliche Bewußtsein und Ideal, das Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl zur Richtschnur nehmen. Erst die Stimme des Gewissens enthüllt uns nach vollbrachter Tat das moralisch Unrechte und Verwerfliche einer Handlung und damit die Mangelhaftigkeit und Schlechtigkeit unsrer Willensbeischaffenheit, unsres Wesens, unsres Charakters, dieses Ursprungs unsrer Tugenden und Laster. Es allein verursacht wirkliche Reue, wogegen die Erwägung der aus der erfolgten Handlung zu genähtigenden unangenehmen Folgen keinerlei Gewissensbisse, sondern lediglich Aerger über die Unzulänglichkeit unsres Erkenntnisvermögens, über unsre Dummheit erzeugt. Deshalb gilt es angesichts der Unveränderlichkeit unsres Charakters, der Vernunft und dem besseren Gefühl die Vormachtstellung zu ver-diaffen. Denn nur durch anhaltende Berichtigung und Erweiterung der Erkenntnis, dieser Kontrollstation der Motive, und durch die Einsicht, daß das Gute zugleich auch das Nützliche und Angenehme im Gefolge hat, ist eine moralische Besserung und Veredlung möglich, eine Wahrheit, die schon die griechischen Philosophen erkannt haben; mit bloßem Moralpredigen ist hier nicht viel auszurichten. In diesem Sinn besitzt also der Mensch schon eine gewisse Freiheit des Handelns, freilich nicht die des natürlichen Ich, sondern des übernatürlichen Selbst, d. i. die sittliche Freiheit. Aus ihr aber erwacht ihm zugleich auch eine Verantwortlichkeit für sein Tun und demzufolge die Pflicht, den sittlichen Willen unablässig zu stärken und damit zum Sieg über den natürlichen zu befähigen. Ein redlich strebendes Bemühen schließt sowohl auf verstandes-tätiger wie auf ethischem Gebiet die Verheißung der Erlösung in sich.

Die Freiheit des Willens ist eines der verwickeltesten und schwierigsten philosophischen Probleme. Daraus erklärt sich wohl auch ihre selten eintellige, vielfach aber verschleierte und gewundene Behandlung seitens mancher Philosophen. Nachdem bei ihnen die kritische Vernunft den Indeterminismus mit erkenntnistheoretischem Siegesgefühl und mit aufgekrempten Folgerichtigkeitsarmeln glücklich zur Haustüre hinausbefördert hat, läßt ihn die praktische Vernunft im Interesse der Kirchen- und Staats-erhaltungslehre unter höflichen apologetischen Verbengungen wieder zum Hinterfürchen herein-spazieren. Welch vertrauens-erweckende Befriedigung gewährt solchen dialektischen Gierlänzer gegenüber die ehrliche Konsequenz eines Spinoza, eines Schopenhauer und eines Drems, bei denen das vom Spulgespenst der Willensfreiheit gereinigte Haus für weitere unberufene Eindringlinge geschlossen bleibt. Trotz ihrer Schwierigkeit hat mich diese Kardinalfrage als erstes philosophisches Rätsel schon in jungen Jahren, als ich noch die Pennälerschulbank drückte, in Bangen genommen und zu einer Klärung und Lösung gedrängt. Als nach dieser Richtung angestellten Untersuchungen und Ueberlegungen führten immer und immer zu der Ueberzeugung, daß der menschliche Wille, der ja auch eine Art Geschehen ist, wie alles Geschehen kausal bedingt, d. h. die strenge Notwendigkeit und Wirkung von Ursachen und somit determiniert, also unfrei ist. Diese Erkenntnis war von nicht geringem Einfluß auf mein ganzes philosophisches Denken und religiöses Empfinden und machte mich zugleich auch milder in der Beurteilung der Nebenmenschen, deren Nachsicht ich in meiner eigenen Schwachheit, in meinem aktiven und passiven Verhalten gleichfalls nicht entbehren kann.

Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Johanna staunte, zweifelte. Doch die gewonnene Erkenntnis abzuschütteln, blieb ihr versagt. Im Grunde der von Liebesmysterien umlagerten Seele meldete sich eine Stimme, die sprach: Ein angesehenener Gelehrter, der gefeierte Professor Sartorius, scheut sich nicht, dir die Hand entgegenzustrecken. Was deutet er dir an? Du dürftest ihn durch das Leben geleiten. Du, das Dorfmadchen, bist ihm wichtig genug, sein Verlangen nach dir kundzutun. Oder schwähest du dir Märchen vor? Sein Verhalten, die Umstände sprechen dagegen. Würdest du nicht stolz sein müssen neben ihm im sonnigen geachteten Heim? Was dürftest du dir weiter noch wünschen?

Vor so blendender Aussicht schob sich eine noch knospenhafte, zart verschleierte Dorfliebe in weitere Ferne, in Dunst und Nebel. Lebenslust am Erfolg beschwingte Johanna, Freude am Sieg trieb sie voran, wenn auch die grübelnde Vernunft nochmals vorstieß: Du bildest dir lächerliches Zeug ein, glaubst Trugbilder mit Fingern greifen zu können. Der Herr Professor ist Laune untertan gleich andern Menschen. Er treibt sein Späßchen mit dir. Sobald du dir ernstlich verwickelte Liebesbegehren zum Muster nimmst, würde er dich verachten. Herrschaft nochmal, Johanna, sei vernünftig!

So widersprach sie zwar selbst holder Möglichkeit, doch nur, um nach Minuten weiteren Sinnes abermals in Gaukelbildern unterzugehen.

Die Blätter des Rotokobändchens liefen ihr vielfach durch die Finger während ihrer Bedrängnis; ihr ferner Dorfliebster kam herangschwebt und richtete die Augen auf sie, rief ihr den ersten kleinen Sturm auf ihre unbeschriebene Seele ins Bewußtsein zurück.

*

Die freien, heiteren, harmlosen Begegnungen, der leichte Plauderton unterm Sartoriuschen Dache wichen verlegener Stille. Beide Menschen schwiegen in fein gefühltem Verstehen. „Grüß Gott, Herr Professor!“ beim Gehen und Kommen. „Grüß Gott, Johanna!“ Viel mehr wurde an diesen unsicheren Tagen unerlöschlicher Ausblicke oder verhängter Zukunft selten gesprochen.

Diese Wandlung bohrte an ihnen quälend herum, von Tag zu Tag geschäfter.

Professor Sartorius hätte es als Selbstbefreiung empfunden, wäre Johanna nach ihren geschickten Handreichungen nun so ungezwungen wie vorher, nicht wie von Angst getrieben, aus seinem Zimmer gegangen. Allein dabei fühlte er sich belastet genug, um stumm auf seine Arbeit zu blicken, vertieft zu tun, sobald Johanna erschien. Unausprechliche Pein!

In einer Abendstunde, während er im Kollegienhause weilte, wurde Johanna von ihrem Bruder besucht. Er kam selten und dann frohgemut, der eigenen Sachen sicher, voll Teilnahme für das Wohlergehen der Schwester. Frisch erzählen, munter fragen, ebenso gesunder, ohne Tadel gewachsener junger Mensch, pflegte er, gleichwie er lebhaft sprach, so auch lebendig durch die ihm offenstehenden Räume zu wandern. Er scherzte im Sartoriuschen Heim mit der Schwester, balgte sich mit ihr, spaßte als „Onkel Josef“ mit den Enkelchen, war durchaus aufheiterndes Element. So eingestellt, nahm er heute Johannas unwüthtes Verhalten wahr. Da packte er sie: „Was ist? Eine Laus übers Leberle getroffen?“

„Was dir auch einfallt, Josef!“

Die Geschwister prüften sich Aug in Aug, lachten, blieben trotzdem unfrei. „Ich wette: es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht!“ zitierte er.

„Und ich glaub, du hast deinen Verstand zu sehr in den Büchern gelassen, Josef!“

Er schwieg ein Weilchen, bevor er seinen Auftrag ausrichtete: „Ich bring dir was, Johanna.“

„Du? Mir?“

„Ein Geschenk zum Nikolaustage. Rate, wer dir den Nikolaus schickt!“

„Schon ein paar Tage vorher? Etwa —?“

Obwohl sich Johanna in der Sonne des Professors fühlte, war ein dunkles Frohlocken in ihrer kurzen Frage, ein Gemisch von Zweifel und Genugtuung.

Josef dünnkte, Licht und daneben schweres Gewölk ständen über der Schwester.

„Wer außer dem Franzel wird dir einen Nikolaus verehren?“ fuhr er fort. „Möglicherweise wird der Franzel am Nikolausabend selber noch in Lebensgröße erscheinen. Das Geschenk hat er mir fürsorglich am Sonntag mitgegeben. Ha, jetzt wird jemand rot!“ neckte er und reichte ihr das Päckchen.

„Ich mach dir einen Kaffee!“ lenkte sie ab und lief mit dem Geschenk nach der Küche.

Josef tollte mit dem zutraulichen Trudele und dem wilden Enschle durch die Wohnung, bereitete die Kinder auf den Besuch des Sankt Nikolaus mit seinem Knecht Ruprecht vor, be-

wunderte Spielsachen, Möbel, Bücher. Das auf Johannas Tisch winkende zierliche Rotokobändchen fiel ihm auf. Der vom Buchzeichen geführte Blick fiel auf das Kapitel Jacobi und die Hirtin.

„Was treibt ihr?“ fragte Johanna, als sie die Kaffeekanne niederlegte.

„Onkel Josef wird den Sankt Nikolaus zu uns führen!“ berichtete Enschle. Er wird Schofo mitbringen.“

„Und Brebele“, ergänzte das Schwesterchen.

„Er soll freundlichst eingeladen sein!“ betonte Johanna.

„Der Herr Professor wäre einverstanden?“

„Er freut sich mit den Kindern über jeden Spaß.“

„Also muß und wird der Nikolaus einkehren!“

Josef neckte Johanna ob ihrer Festüre, als sie beim Kaffee saßen. Wie kam das nur, daß ihrem gewandten Zünglein die Antworten schwer wurden? Schaute nicht etwas Befremdend Nachdenkliches aus ihren Augen? Er drang in sie, bis sie sich geschwisterlich nahe waren.

Stöckend berichtete sie von ihrem Erlebnis. Wenn es bei dem einen Buche geblieben wäre, so äußerte sie, dann hätte man auf tiefere Bedeutung niemals zu denken brauchen. Nun habe sie jedoch gestern, nach dem Ausgange des Hausherrn, auf ihrem Nähtischchen einen zweiten Band entdeckt. Nach diesem Zeichen singe ihr der Kopf ein Lied, das zu überhören unmöglich sei. Ein Lied, dem sie allerdings noch halb ungläubig zuhöre.

„Er könnte leichtfertig mit dir spielen, Johanna?“

„Das nie und nimmer! Er scheint anderes zu planen, erzählte sie mit bebender Stimme. Der Herr Professor sei ein grundehrlicher Mann.“

Ob er sich irgendwie bestimmter geäußert habe, forschte Josef. Nein. Doch man könne am stummen Munde, an gültigen Augen, am vielsagenden Lächeln erkennen, was im Herzen vorgehe. Besonders seit er ihr das zweite Buch zugeschoben, glaube sie die seelische Verfassung des Herrn Professors lehtlich zu kennen.

„Das heißt: was vorher in der Luft hing, ist spruchreifer geworden, wenn ich recht verstehe. Darf unsereins lesen, was dich aufgestört hat?“

„Sogleich sollst du wissen, was eine Madame Brun über die Maria Ursula, spätere Frau Professor, niedergeschrieben hat —“

Johanna legte ihm vergilbte „Fahrten und Wanderungen im Heimatlande“ vor, und während ihr Arm das Enschle umschlang, das Trudele auf ihrem Schoß sich wohlfühlte in unterhaltigem Geplauder, drängte Josefs Neugier durch die Schilderung eines Ausflugs der Frau Brun mit dem Ehepaar Jacobi:

„... Jacobi, Sängler der Unschuld und Liebe, Priester der Grazien, Sechziger, ist bei seinem halb ätherischen Wesen noch leicht und jugendlich von Gestalt und Bewegung. Auf den Höhen des Schwarzwaldes erblühte für ihn ungetrieben die liebliche Blume, von der die Welt nun bereits mancherlei weiß. Die ehemalige junge Hirtin fesselte während ihrer Dienstbarkeit im Sickingenschen Palais den sein gebildeten Mann durch Schönheit, unverdorbenen Sinn, hohen Geist. Geliebt und wiederliebend, gab sich das herrliche, unverstümmelte, wahre und kräftige Naturkind ihm hin, um von seiner sanften Hand zu höherem Dasein geleitet zu werden. Jacobi fing ihre Bildung mit der Bibel und den Alten in möglichst treuen Uebersetzungen an, und wer es weiß, wach ein Grieche er ist, wird fühlen, wie solche Nahrung auf die junge Seele wirken mußte. . . . An einem der ersten Septembertage des Jahres 1801 begaben wir uns, nach dem Frühstück bei Jacobis, mit der Hirtin in die Berge. Leicht kletterte und sprang sie, die jetzt ungefähr 35 Jahre zählte, voraus, entzündete die Szenen ihrer Kindheit wiederzusehen, Vergnügen zu atmen. Bei jeder Ruhestelle sagte uns die muntere Führerin von ihrem einstigen Hirtenleben. Den Abend brachten wir wieder bei Jacobis zu, unter dem gastfreundlichen Dache, in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause, der Welt dieser tiefen, in sich selbst geschnittenen Seele. Er sagte einige seiner Gedichte her. Die Stunden flogen auf Schmetterlingsflügeln. Die Sonne sank. Wir mußten scheiden von dem geliebten Seelenverwandten. Jacobi hat ein einziges zartes Schönlein von seiner Hirtin, ein Augst- und Liebeskind, auf welches alle Herzensfülle beider Eltern zusammenströmte — — —“

Josef schaute von dem Buche auf. „Jetzt gerade heraus!“ fuhr er die Schwester heftig an. „Jetzt gib mir keine vorsichtige, verschwommene, sondern die durchsichtigste Antwort, Johanna: möchtest du über deinen sicheren Schatz bei uns draußen hinwegsteigen, um hier in der Stadt deine Jugendjahre an einem ungeordneten Roman zu verplempern? Sei geschickt, Mädel! „Priester der Grazien“, halb ätherisches Wesen“, — und was man sonst liest von versteigerten Dingen, das war einmal. Heute singt niemand mehr: „Willst du nicht das Lämmlein hüten?“ oder so ähnlich. Schon auf dem Dorfe kommen die Hirtin ins Hintertreffen. In der Stadt, gar in einer Professorenwohnung, sind sie vollends fehl am Ort. — Ja, ist das möglich, will dieses Mädel ihren treuen Dorfschatz verlassen, um — — —“